

1

Erika Hofmanns Mann schnarchte. Er schnarchte meist so laut, dass es Erika schien, als rührte ein Presslufthammer in ihrem Gehörgang. In manchen Nächten lag sie wach und wurde so wütend über dieses Schnarchen, dass sie am liebsten ein Kissen genommen hätte, um es ihm aufs Gesicht zu drücken. Nicht unbedingt, um ihn zu töten, nein, dafür liebte sie ihren Mann doch zu sehr, oder schätzte ihn, oder hatte sich an ihn gewöhnt, nach dreiundvierzig Jahren Ehe. Aber an diesen Tagen wollte sie, dass es aufhörte, einfach aufhörte, damit sie ihren Schlaf finden konnte.

Und nicht nur das Schnarchen, also das pure Geräusch, hielt sie selbst vom Schlafen ab, sondern auch ihre Wut darüber, dass Bernhard immer so gut schlief. Dass kein Presslufthammer und keine Abrissbirne und kein Bombenangriff der Welt ihn von seinem tösenden, rumorenden, polternden Schlaf abhalten konnten.

Erika Hofmann hatte einmal gelesen, dass Männer so gut schliefen, weil sie sich weniger Sorgen machten. Weil Frauen dazu verdammt waren, sich für sie und um sie zu sorgen. Dazu verdammt, sich Gedanken zu machen über die Zukunft und über Vergangenes, über Ungeschehenes und bald Geschehendes und so weiter. Und Männer, die saßen nur da, tranken Tee oder Bier und sagten: „Tu, was du nicht lassen kannst.“ Weil sie wussten, dass die Frau schon alles regeln würde. Und das ließ sie ruhig schlafen.

Vielleicht machte gar nicht so sehr das Geräusch Erika Hofmann wütend als Bernhards sorgloser, kindlicher Schlaf.

Heute aber war das anders. Bernhard lag neben Erika, den Kopf im Kissen versunken, in seine Decke gehüllt, es war noch die Winterdecke, weil es immer noch nicht wirklich warm geworden war, obwohl sie schon März hatten. Sie wollten aber auch kein Heizöl verschwenden, jetzt, wo die Preise so gestiegen waren, wegen dieses vermaledeiten Kriegs in der Ukraine. Erika Hofmann dachte, dass der Bombenangriff, der Bernhard nicht wecken würde, vielleicht gar nicht so weit hergeholt war.

Bernhard lag also da und röchelte. Er röchelte, kaum hörbar. Es war eine der ruhigeren Nächte, in der er auf wundersame Weise eine Position gefunden hatte, in dem ihm nicht die Gaumenlappen über den Kehlkopf hingen, oder warum auch immer er schnarchte. Eigentlich hätte Erika Hofmann das genießen können, hätte einschlafen können neben ihrem röchelnden Ehemann, hätte sich vorstellen können, sie läge am Meer, auf Usedom, wo sie so gern Urlaub machten, und Bernhards Atemzüge wären die sanft ans Ufer brandenden Wellen.

Wenn da nicht dieser Nachbar gewesen wäre, dieser widerliche Angeber, Sebastian Keller. Erika Hofmann hob den Kopf und lauschte. Der Mond schien hell in dieser Nacht, warf sein milchiges Licht durch die Fenster, an denen sie die Vorhänge nie schlossen, das wollte Bernhard so. Und mit diesem milchig weißen Licht drang Musik herein, ach, Musik, ein unfassbarer Lärm, eine johlende Stimme, die unverständliche Wörter schrie. Es musste Englisch sein, das hatte Erika Hofmann in der letzten Stunde, es war schon die Mitternachtsstunde, erraten, aber was genau... „Tiiienti“, schrie der Mann, immer wieder, „Tiiienti“ und „Dynamite“, um dann in besinnungslosen Höhen zu kreischen „Watch me explode“.

Kaum hatte Erika Hofmann all diese Gedanken gedacht, fing das Lied von vorn an, *Tiiienti* und *Dynamite* und *watch me explode*. Erika Hofmann nahm die Zipfel ihrer Bettdecke und legte sie sich über den Kopf, so dass sie ihren verbrauchten, warmen Atem inhalieren musste. *Tiiienti ... Dynamite ... watch me explode*. Und wieder: *Tiiienti ... Dynamite ... watch me explode*. Erika wünschte sich, dass alles in einem Atomkrieg explodieren würde, zuerst aber Kellers Haus, dieser hässliche, weiße Klotz von einem Haus mit diesem schwarz glänzenden Dach, das im Sommer die Sonne so ungünstig reflektierte, dass sie sich auf ihrer Terrasse wie in einem Parabolspiegel fühlte. *Tiiienti ... Dynamite ... watch me explode*. Sie wünschte sich, dass die Bombe seinen Rasen verbrennen würde, den er noch nicht einmal selbst stutzte, sondern irgendeinen armseligen Polen abbestellte, der alles andere als ansehnlich war, der Rasen, nicht der Pole, weil Kellers furchtbare Schäferhündin Sylvester überall gelbe Flecken hineingepisst hatte. Sie wünschte sich, dass die Bombe das ganze Haus zerfressen würde, die teuren Autos, drei an der Zahl, die die ganze Straße zuparkten, und auch in den Keller vordringen würde, wo Kellers misstratener Sohn Leslie wohnte, siebzehn Jahre jung, ein verzogener Bengel, der weder grüßte noch den Kopf hob, wenn er die Nachbarn sah, aber Kreise auf dem Hof drehen, in seinem riesigen, blauen BMW, und schwarze Reifenspuren hinterlassen und stinkenden Benzindampf, das konnte er.

Doch der verwurmtte Apfel fiel nicht weit vom Stamm, dachte sich Erika und fragte sich, wann wohl der Junge anfangen würde, die ersten Frauen anzuschleppen, genau wie sein Vater.